

# Die Monatsblätter für den Gärtner und sein Handwerk

Händiger Beilage zum Deutschen Gartenbau und zur Gartenbauwirtschaft

## Die Mondscheinsonate

Von Marie Luise Beder

Es war ferner dunklen Stunden war, mit dem Weltfremd und Einsamkeit das Gemüt überfallen und zudecken, bis unter dem großen Trauermantel Herdort, aus dem verschütteten Brunnen nur ein glühender Weller das grobe Werk emporquillt und gen Himmel lacht.

Beethoven wohnte in Bonn, am Römerplatz. Ein stiller, müder Sommerabend voll Seelenstille und blasser Mondlicht. Das eigene Zimmer war dumm und das Essen im Wirtschaftshaus unruhig und ungeschmackhaft. Niemand betraute ihn, niemand kümmerte sich um ihn. So litt er äußerlich, litt an allen Nerven, mit jedem Atemzuge, und eine innere Qual vergrößerte noch das äußere Ungemach.

„Warum schaffe ich?“ dachte er vor sich hin, wie er so drüben dasaß. „Für wen all dies Ringen — dies Entbehren? Für diese Menschen, die doch keine Ahnung haben von meiner Musik — von aller Riesenarbeit, die in mir tobt — von diesem Weltall in Löhnen, das in mir kringt? Die mich und mein Werk nicht wollen und anstößten aus ihrer Gemeinheit? Ah! alle glühende Liebe in mir — alles Schweben meiner Rührerseele vergehen und vertiefen nur die qualvolle Verlassenheit und Vereinsamung! Niemand kennt mich — niemandem ist meine Musik ein Glück!“ — Ein jäher Gewitterwind heulte ums Haus, setzte Staubmassen über die Straßen, sagte die Leute aus ihrer dumpfen Schlaftrübe. Beethoven liebte die Musik des Windes. Wenn der Sturm um die Ecken pfliff, raste er mit ihm um die Wette am Rhein entlang. Auch heute trübte ihn, dieses wilde Gebräule, lockte ihn hinaus. Der Wind schaukelte und prüfte den Wein, und die Nerven schaukelten angstvoll. Weit war Beethovens Weg am Strome entlang — ganz einsam — der Sturm hatte alle die kleinen Menschenchen hier raus weggeführt. Der Sturm sprach zu seinem Gemüte.

Als Beethoven dann umkehrte, verlor er sich, stiller, gefasster geworden durch die Innere Ruhe in der Natur, Innere, in den engen, keinen Straßen der Altstadt. Der Sturm trant den Baum seiner Schritte. Der helle Mond hatte sich wieder durchgerungen durch das finstere Gewittergemüll, das den Regen noch immer schließt, und malte die Mauern und Lärme

und Giebel mit gespensterhaftem, weißen Lichte, als wären vergangene Geschlechter, die einst hier gewohnt, zwischen ihnen zu neuen, nächtlichen, heimlichen Leben wieder auf.

Da klang aus einem der niedrigen schiefen Häuschen neben ihm Klavierpiel — Beethoven hörte seine eigene G-dur-Sonate. Es war ein altes Häuschen, und ein altes, müdes Spinnett löste da — aber die Auffassung seiner Musik, die Wiebergabe, die seinem Werk da wurde, jesselte ihn. Kein, suchend, wunderbar und erschütternd schien ihm dieses Spiel — das Allegro in einem leisen Sargton — und das Wagnitz so voller Sehnsucht und geheimster Trauer. Er blieb stehen und lauschte. Das Zimmer, in dem gespielt wurde, lag zu ebener Erde, ein Fenster stand offen. Die Musik schwebte.

Nun hörte er die Leute sprechen.

„Das hast du wieder mal schön gespielt, Schwärzchen!“

„Ach nein — ich spiele es gar nicht gut, es könnte gewiß viel, viel schöner sein — wenn ich es nur einmal — ein einziges Mal von einem wirklichen großen Künstler hören könnte — aber dazu sind mir ja zu arm!“

Der böse, bittere Jung war aus Beethovens Klatsch geworden. Ein Lächeln und Beugten trat in seine Züge und verklärte sie. Er öffnete die Haustür, trat in die kleine Stube. Ein Schuster sah bei seiner Arbeit, von dem Mädchen am Klavier sah er nur den schmalen Rücken, den seinen Rücken, das blondhaar.

„Ich bin Musiker, werde Ihnen Ihr Glück spielen“, sagte Beethoven kurz und herzlich, um seine weiche Stimmung zu verdeutlichen.

Stumm, beschämt, wie beschnittene Kinder hielten die Geschwister auf.

„Ich spiele es sehr schön!“ — sammelte das Mädchen sich und betrat.

„Nein, — erhaunisch gut spielen Sie!“ — lachte Beethoven. Mit schönem Verständnis spielen Sie es, mein Fräulein. Bei wem haben Sie es denn erlernt? Nicht interessiert diese Art.“

„D — ich habe es wohl nie studiert — ich höre es nur spielen — von einer Dame in Godesberg, — sie spielte es oft, und hatte die

Fenster offen — den ganzen Sommer hindurch konnte ich da lauschen — da lernte ich es Ton für Ton. Als ich bei der Tante in Godesberg zum Besuch war, im Frühling.“ Das Mädchen wandte sein bleiches, junges Gesicht zu ihm — und nun sah Beethoven, daß sie blind war. „Ihre Jugendsehnsucht, all Ihre verstumte, verlorene Mädchenfreude hatte in seinem Wagnitz mitgeteilt.“

„Selbst?“ — murmelte er — „wunderbar.“

Er war erschüttert. Wie tief hatten diese blinden Augen in sein Werk geschaut!

Er setzte sich ans Klavier, spielte die paar Sätze der G-dur-Sonate, — und dann versank er in Träumereien. Alle seine Gedanken wurden Ruhe, Frieden als erlöste Schatten aus der Gruft seiner Seele empor.

Er phantasierte.

Schöner und schöner, geheimnisvoller, schmerzreicher und tröstlicher glitten die Harmonien über das alte Spinnett. All das qualvolle, schmerzliche Klagen in ihm nach Menschen, nach Gerechtigkeit, nach Ausbruch und Erlösung. Wunderbare Klänge und Labenzen riefen durch die Nacht mit ihren überirdischen Stimmen. Rufen, klingen und schwebten.

Die Zeit verrann — keiner von den Dreien merkte es. Die Lampe erlosch, war schwülendes Dunkel in dem leuchtendsten Raum.

Der junge Schustermerker ließ das Fenster weit auf. Breit und silber, wie der Rhein selbst, ergoß sich der Strom des Mondlichts in das kleine Gemach. Frei gewordene Dächle der Sommernacht glitten auf ihm hinein. Das Gewitter hatte sich in der Ferne entladen und Kühlung gebracht. Wunderbar froh und beglückt schien Beethovens Spiel im Hauber dieses trübenden Lichts, dieser würzigen Luft zu werden.

Die Blinde lehnte an der Wand neben ihm. Ganz still. Trant jeden Ton. Ihre Züge waren aufgelöst in Wärme und Seligkeit. Ihr Lauschen war Andacht und Fröi. Auch über Beethovens gewählte Seele kam der Friede. Nie noch spielte er so schön, nie so frei, so erlöste von aller seiner Qual, nie so erlöste von aller seiner Antwort auf all seine schmerzvollen Klagen. Als er endlich die Hände von den Tasten nahm, ruhte tiefes, atmendes Schweigen über den Dreien. Auch der Sturm draußen hatte geschwiegen und gelautet, wie gewohnt.

Plötzlich schlachte die Blinde auf und hob stehend die Arme, streifte die blassen Hände. „Wer sind Sie? Wer sind Sie?“ rief sie ahnungslos.

Beethoven lächelte vertraut und wiederholte leise das Menuetmotiv aus der G-dur-Sonate, das in Wiederhall mit doppelter Janigkeit im Distant nachklingt. Aus ihrem blinden Augen strömten Tränen. Sie faltete die Hände. „Beethoven! Sie sind es — Beethoven selbst!“

„Ja —“, sagte Beethoven langsam. „Ich bin es — Ludwig Beethoven selbst.“ Dann erhob er sich schnell, drückte den beiden die Hände. „Still — kein Wort mehr — ich muß nach Haus.“

In dieser Nacht wurde die Mondscheinsonate geschaffen.

## Bürgerhäuser

Wir bitten unsere Leser, sich gleich Besetzung, sowohl der hier besprochenen als auch anderer sonst gewinnlicher Häuser, an die Gärtnerei-Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Friedrichstraße 16, zu wenden. Der seine Bücher jeweils bei der Gärtnerei-Verlags-Gesellschaft einkauft, hat die Gewähr, in jeder Hinsicht gut bebaut und sachgemäß beraten zu werden, da diese Gesellschaft in händiger Führungsbahn mit dem Reichverband arbeitet.

„Der Gärtnereibezug.“ Praktischer Ratgeber für die Bezüge nach Anleitung zur Stellenprüfung. Von A. Janson, Gartenbau-Direktor.

Unter diesem Titel ist in „Koppers Handwerkerbibliothek“, als Band 37/38, neuerdings ein Buch erschienen, mit dem der genantete Verfasser dem Beruf des Gärtners seinen guten Dienst erwiesen, sondern sich offensichtlich damit absieht gestellt hat. Es sollte ihm doch wirklich bekannt sein, daß die Gärtnerei nicht den Handwerkerkammern angeschlossen, sondern ausdrücklich wegen ihrer Verwandtschaft mit der Landwirtschaft der Landwirtschaftskammern als geschliche Berufsvertretung zugeordnet ist. Er sollte auch wissen, daß seit 1919 keine „Gesellen“, sondern „Schüler“prüfungen abgehalten werden und zwar nicht durch die Innungen, die im Gartenbau überhaupt nicht bestehen, sondern durch die Landwirtschaftskammern. Da der Gartenbau die Anwendung der Gewerbeordnung auf den Beruf ausdrücklich ablehnt, so steht der Inhalt des Buches völlig im Gegensatz zu den allge-

## Spionage an der Westfront

Von Friedrich Munka  
Copyright by Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin  
(Nachdruck verboten.)

### Die Vernichtung des „Dien August“ hinter der französischen Front

(I. Fortsetzung)

Da liegt der Ort völlig dunkel vor mir. Über helbrügeligen Straßenplaner tippte ich planlos weiter. Auf einem großen Blog — wie ich später feststellte, dem Marktplan — bliebe ich überlegen stehen. In nächster Nähe höre ich sprechen und Gramophonmusik. So spät noch? — Kurz entschlossen gehe ich auf das betreffende Haus zu. Da tritt aus einer Seitengasse eine Gestalt. Eine männliche Stimme fragte barsch auf französisch: „Der da und wohin das Bege?“ — Geistesgegenwärtig und mit dem strengen Tonfall der Sprache des selbstbewußten Veteranenüberfeldiers antwortete ich: „Soldat première classe du régiment 24.“ (Gefreiter vom Regiment 24) — „Ich laufe die Bürgermeisterei oder Kommandantur?“ — „Ja,“ —

Der Unbekannte tritt näher und stellt sich, lässig salutierend, mit kameradschaftlich-biederem Ton als Garde-Champêtre (Feldwächter, Gemeinde- und Polizeidiener) vor, greift dabei an seine Dienstmütze und sagt mit der Stufen an ein vorantastliches Seitengewehr. Kann ich mir Befehles wünschen? Dieser Gemeinde-gewaltige, der mir auch gleich dienstfertig und amtlich-verstehend, das Weitere für meine Unterkunft gleich veranlassen zu wollen, dusset bedenktlich nach Hause. Alles vortrefflich für meine Pläne! Aber ich bin nicht mehr zu hören. Ich erkläre mich einverstanden. Er verlangt nicht einmal noch meinen Papiere — wahrscheinlich die Folge meines Kautretens. Mein Sicherheitsgefühls steht hundertprozentig!

Abtätlich lasse ich mich etwas large gehen und schimpfe wie ein Kobold auf die schlechte Behandlung der den Bodes. Der Garde-Champêtre horcht auf. „Du warst drüben, bei den Bodes?“ — fragt er fast entsetzt und im grenzenloser Bewunderung, seinen Mund weit aufreisend. Mit seinem hochigen Schnurrbart sieht er einem Hühnerkopfenenden Dreifantent-Bullen ähnlich — Nur mit Nähe

Sausumpen. Die anderen Viertelschelden werden mit ihre Aufmerksamkeit zu Mit ihren glänzigen, vom Alkohol und Rauch geröteten Augen versuchen sie den eifigen Danks in der Aneipe zu durchdringen. Blide hatten sie mich an und fragen endlich den Garde-Champêtre, wen er da mitgebracht habe.

Dieser hat bereits die Korymben der über-nächtigen Sausgesellschaft kühnlich, mit aber doch verständlich, informiert. Kant wendet er sich nun an die Geschwister: „Das ist ein Landsmann, ein Gefreiter, der direkt von der Front kommt. Er ist den Deutschen, den verfluchten Bodes, wieder entwichen, nachdem er ihr Kriegs-gefangener war!“ — Jurell dachte ich mir bei-nähe sonst was, wo doch heute soviel Spione herumlaufen. Natürlich hat unter Krieger tüchtig geschimpft — kann ich auch verstehen, wenn man für kein Vaterland Balzer gerochen hat —, aber auch ich tue meine Pflicht für unter Vater-land. Das hat dann unter Kamerad auch ein-gesehen und mir sofort seine Papiere vorge-wiesen. Er will zum Bürgermeister, der ja jetzt auch den Sektionschef vertritt, oder zum Komman-dantur, aber das hat bloß morgen Zeit. Erst soll er sich mal richtig härken und dann bei mir anschließen. Also los, bringt ihm zu ehen und zu trinken, was er möchte, und lassen wir mit ihm an: Es lebe Frankreich!“

Mit fallenden Jungen ledigend und schrei-end, wiederholt die feuchtesten Gesellschaft, auf mich eindringend und mir unter einem Sprüh-regen von Weller und Speichel beide Hände schüttelnd, den Schlußsatz ihres Beithammels der Obrigkeit: „Vive la France — merde la Prusse!“ (Es lebe Frankreich, nieder mit Deutsch-land!)

Ich bitte mir ein Glas Wein aus und trinke wortlang — Mühlsteil vorschöpfend — der Tafelrunde zu. Hunderten von Fragen entgehe ich beim Essen — man rücht mir zu meiner aufrichtigen Freude eine der bestlanten franzö-sischen Büchsenfeischsystemen auf —, indem ich meinen gelunden Appetit voll entwoide. So kann ich mich vorläufig am besten und unauß-fällisten vor der Unterhaltung drücken und allzu neugierigen Fragen ausweichen. Ich entgehe aber nicht den drastischen und beleidigenden Wipen und Glöken über die Bodes, die mein deutsches Ohr hören muß. „Bafse, Bafzajol!“ — rufe ich mir innerlich zu.

„Das ist zu verstehen, daß du ausgehungert bist, kein Wunder, wo die Bodes doch selbst nichts mehr zu fressen haben, wie können sie dann noch Kriegsgefangene ernähren! — Du hast

wohl zu Wasser und Brot noch Brägel bekom-men, was?“ — spricht einer allen Geistes, und be-dauert mich. Es ist, wie mir mein Rebenmann wichtig zufällt, der Redvertretende Schulmeis-ter. — „Ich habe einen Gefreiter, sonst wäre ich auch an der Front, Kamerad!“ — entschuldigend sich dieser selbe bei mir. — „Ich kenne mich aus! — Trübeberger!“

„Koch eine ganze Büchle von der besten Ba-kete und eine Flasche besten alten Bordeaux her und ein ganzes französisches Reich!“ Ein französischer Krieger soll wieder einmal richtig fühlen, daß er zu Hause ist“, kommandiert der Garde-Champêtre.

„Vive la France — merde la Prusse!“, grüßt ein anderer Viertelscheld. Die letzten Worte schreit die ganze Korona mit und protestiert immer wieder zu. Trinkt noch ich mit und erdähle auf vieles Bitten endlich, um nicht aufzufallen, was diese Sorte Keimtrager so gerne hört: vom französischen Barmarkt, von franzö-sischen Erträgen da und dort und vom franzö-sischen Schneid... ei, wie da die vom Alkohol und vom Kreieren schon geröteten Frohen noch mehr glänzen und glänzen — alle fünf püchli-chen Soldaten gewelen und werden ich, geschmeichelt ihre Sauertrübnurdräde kreideln, in Eid-gerpote: „C'est la France! Vive la France!“ schreien sie in heller Begeisterung.

Ich kann mir ein innerliches Lächeln nicht verhehlen, wenn ich mit die bidden Bilagen bei der späteren Feststellung, daß sie einem „Koch“ das Beste geboten haben, vergegenwärtige... Aber der blutige Ernst der Situation rüht mich aus dem Reich frivoler Ehemasse zurück. Eine innere Stimme warnt mich und mahnt eindring-lich: Dein Leben gilt hier weniger als im schlimmsten Kämpf. Vorsicht... und noch-mals Vorsicht!

Ein Blick, daß die um mich liegenden Franz-männer keine Gedanken felen können. Bei dieser Feststellung muß ich stöhnt laut und be-lustigt lachen. Man lacht gewohnt und frugrad mit. Geistesgegenwärtig motiviere ich meine Querschellerchütterung mit einer banalen und drastischen französischen Redensart. Die Saus-lumpen lachen und drücken jetzt mit und lassen mich hochleben!

Kan ich aber genug! — Ich brauche noch einige Stunden Ruhe und Sammlung. — Ruhe in einer französischen Bode! — Der Garde-Champêtre willfahrt zuvorkommend meiner Bitte, aufzureden. In drölligem Verfechtbar-ton gebietet er dem Wirt Schlaf. Mit einem „Au revoir“, verabschieden wir uns und geben von bannen... Von den typischen und zy-